

Wir sagen offen: Ein Kind – das war's

Obwohl die Geburtenrate in Deutschland sinkt, bleibt die Zahl der Einzelkinder gleich. Über die Macht des Zwei-Kind-Ideals und Eltern, die es trotzdem anders machen. *Von Sarah Obertreis*

Ihr Sohn war ein halbes Jahr alt. Swantje Bernsmann und ihr Mann Timo hielten die Strampler in der Hand, die längst zu groß geworden waren, und waren sich nicht sicher, wohin mit den Babysachen. Weggeben oder behalten? Bernsmann hatte gerade, nach einer schweren Geburt, wieder mit Sport angefangen. Sie fragte sich: Trainiere ich für nichts, weil ich eh bald wieder aufhören muss?

Swantje Bernsmann hatte damals schon das Gefühl, dass sie in der Mutterrolle nicht voll und ganz aufgehen würde. Sie liebte ihren Sohn, keine Frage, aber sie hatte in dem halben Jahr, seit er auf der Welt war, nicht aufgehört, sie selbst zu sein mit all den Bedürfnissen, die vor der Schwangerschaft schon da gewesen waren: Zeit für sich, Samstage zu zweit mit Timo, Partynächte mit Freunden, Geschäftsreisen, Sport.

Jetzt standen ihr Mann und sie da, die Strampler in den Händen, und redeten über „das Krasseste, was du als Mensch machen kannst“: Sollten sie ein Kind bekommen – genauer: ein zweites? Nur eines in die Welt zu setzen ist in Deutschland immer noch ungewöhnlich. Die Statistiken zeigen: Mit der Geburtenrate ist zwar die Zahl der Mütter gesunken, aber die Frauen, die überhaupt Kinder kriegen – das sind etwa 80 Prozent –, bekommen meistens zwei. Nur etwa ein Viertel aller Kinder wächst ohne Geschwister auf, ihre Zahl ist in den vergangenen zwanzig Jahren nicht gestiegen. Die Bernsmanns gaben am Ende ihrer Diskussion die Strampler weg, und Swantje ging ins Fitnessstudio.

Lange prägten Vorurteile das Bild von geschwisterlosem Nachwuchs. Noch 2019 wiesen Wissenschaftler der Uni Witten/Herdecke nach, dass Einzelkinder eher narzisstische Tendenzen zugeschrieben werden als Geschwisterkinder. Die Berliner Autorin und Mutter Judith Poznan erzählt in ihrem vor drei Jahren erschienenen Buch „Prima Aussicht“ von ihren Bedenken, ein „einsames“ Einzelkind großzuziehen, einen möglichen „Psychopathen“. Ihr Freund will kein zweites Kind, doch für Poznan ist eine dreiköpfige Familie nicht komplett. Zur Beruhigung macht sie eine Liste: „Leonardo DiCaprio, Natalie Portman, Adele, Al Pacino, Daniel Radcliffe“ – alle ohne Geschwister aufgewachsen und trotzdem erfolgreich.

Dabei gab es nie eine wissenschaftliche Grundlage für das Bild des verwöhnten, egozentrischen Einzelkinds. Im 19. Jahrhundert setzten es Therapeuten in die Welt, die Spekulationen und Verallgemeinerungen als Forschung verpackten und dabei so haarsträubende Dinge über geschwisterlose Kinder schrieben wie: „Manchmal ähnelt ihr Leben dem von Parasiten, die nur genießen, während andere alles für sie besorgen müssen.“

Schon vor 40 Jahren wurde die Behauptung widerlegt, dass sich Einzelkinder in ihrer Persönlichkeit und in ihren Verhaltensweisen grundlegend von Geschwisterkindern unterscheiden. „Diese krasse Fixierung, dass Einzelkinder anders sind, ist nicht haltbar“, sagt die Soziologin Sabine Diabaté vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung. Auch die Auffassung, durch zu viel Aufmerksamkeit könnten Kinder verzogen werden, ist längst überholt. „Junge Kinder kann man in der emotionalen Zuwendung gar nicht verwöhnen“, heißt es von Pädagogen und Erziehungswissenschaftlern.

Swantje Bernsmann und ihr Mann hörten sich, bevor sie sich endgültig gegen das zweite Kind entschieden, trotzdem unter den Einzelkindern in ihrem Freundeskreis um. Hat euch je was gefehlt?, fragten sie. Fast alle sagten: Nein. Ein Freund erzählte von der Verantwortung für die alternden, zerbrechlicher werdenden Eltern, die auf ihm allein lasten. Bernsmann hat sich deswegen vorgenommen: Sobald ihr Sohn alt genug ist, wird sie ihm einbläuen, dass er seinen Eltern nichts schulde, nur weil die ihn in die Welt gesetzt haben. Ihr Plan: sich so früh wie möglich selbst um eine Pflege im Alter zu kümmern.

Im englischsprachigen Internet haben sich die Eltern von Einzelkindern ein eigenes Label verliehen: Als „one and done“ bezeichnen sie sich, als „eins und fertig“. Das klingt viel einfacher, als es die Frage nach einem zweiten Kind ist. Autorin Poznan schwankt im Laufe ihres Buches zwischen den Extremen. Einmal ist ihr Wunsch nach einem weiteren Baby so stark, dass sie über eine Trennung vom Vater ihres ersten Kindes nachdenkt, weil der kein zweites will. Ein anderes Mal fragt eine dreifache Mutter sie: „Würde euch ein zweites Kind denn bereichern?“ Poznan schreibt: „Die Frage ist gar nicht so leicht zu beantworten. Ich habe keine Ahnung, ob es uns glücklicher machen würde.“

Glück – jahrhundertlang war das nicht der ausschlaggebende Punkt. Stattdessen gab es neben der Fruchtbarkeit und der Stabilität der Elternbeziehung andere Faktoren, die über die Geburt eines zweiten Kindes entschieden; die einst hohe Kindersterblichkeit; die Vorurteile gegenüber Einzelkindern; die Angst vor Hilf- und Mittellosigkeit im Alter; der gesellschaftliche Druck, sich



„Wir als Gesellschaft sitzen einem Trugschluss auf“: Porträt der Familie Bernsmann in ihrer Wohnung in München

Foto Thomas Dasher

zumindest so weit fortzupflanzen, dass die Bevölkerung eines Landes nicht schrumpft.

Diese Gründe sind inzwischen überholt. Sie machen Platz für andere Faktoren. Finanzielle zum Beispiel. In einer Umfrage der Dating-Plattform Elite Partner gaben 41 Prozent der Paare mit Kind an, sich momentan keinen Nachwuchs leisten zu können. Hinzu kommt die Kita-Krise. Swantje Bernsmann muss ihren Sohn jeden Nachmittag schon um 15:30 Uhr abholen. Ein Drittel ihrer Arbeitszeit musste die Münchnerin deswegen aufgeben.

Die Probleme, die mit der unsicheren Betreuungssituation einhergehen, beschäftigen auch die Väter, die zu Martin Noack in die Beratung kommen. Sie könnten ein Grund gegen ein zweites Kind sein, erklärt der Coach aus Rheinland-Pfalz. Er hat in den vergangenen Wochen mehrere Männer beraten, die mit der Frage haderten: Will ich ein zweites Kind oder nicht? „Wenn das erste Kind gerade aus einer

anstrengenden Phase raus ist, wird das oft Thema“, sagt Noack. „Die Frage ist dann häufig: Bin ich bereit, mich noch mal zurückzustellen?“

Bei Bernsmann und ihrem Mann hatte die Entscheidung nicht nur mit den Bedürfnissen der beiden zu tun. Dreieinhalb Jahre schlepten sie sich durchs Leben, weil ihr Sohn schon mitten in der Nacht wieder aufstehen wollte. „Wir waren so lange so müde, dass wir gesagt haben, als wir wieder über ein mögliches zweites Kind gesprochen haben: Wer soll denn dann unser erstes überhaupt betreuen?“, erzählt Swantje Bernsmann.

Bei dem Betreuungsthema sind sich die beiden schon jetzt nicht immer einig. Die 37-Jährige hat den Großteil übernommen, damit ihr Mann länger arbeiten kann – und weiß, dass es mit der Vereinbarkeit nicht einfacher werden würde, wäre da noch ein Kind.

Zahlen des Statistischen Bundesamts zufolge betreuen Mütter immer noch durchschnittlich eine Stunde und 45 Minuten pro Tag länger ihre Kinder als die

Väter. Eine vor Kurzem veröffentlichte Studie mit mehr als 20.000 Teilnehmern aus acht Industrieländern (Deutschland war nicht dabei) ergab, dass Geschlechterrollen und die Bemühungen hin zu mehr Gleichberechtigung ein Faktor sind, wenn Paare sich die Frage stellen: ein Kind oder mehrere?

Autorin Poznan erzählt in „Prima Aussicht“, wie sie mit anderen Eltern bei Kaffee und Kuchen zusammensitzt: „Ob ein Geschwisterkind einen Vorteil gegenüber einem Einzelkind hat, diskutieren wir Frauen am Tisch. ‚Mit nur einem Kind ist es leichter, Beruf und Familie zu vereinbaren‘, sage ich vorsichtig, wenn auch überzeugt.“ Poznan erklärt in einem Telefonat, ihr sei klar gewesen: Mit zwei Kindern hätte sie über Jahre hinweg keine Autorin mehr sein können. Ein Gedanke, der ihr gar nicht gefällt.

Swantje Bernsmann glaubt, „dass wir einem Trugschluss aufsitzen“: Viele in ihrer Generation seien mit der Mutter zu Hause aufgewachsen, in einem Haus mit Garten oder in einer großen Wohnung,

mit Geschwistern – „und das haben wir oft als schön in Erinnerung“. Aber die Welt habe sich geändert, die meisten Frauen wollten und könnten nicht mehr so leben wie früher, auch weil vieles teurer geworden sei. Hinzu kämen die gestiegenen Ansprüche an Urlaube, den Haushalt und an einen selbst. „Das kann doch nur schwer funktionieren“, sagt sie. Trotzdem eiferten viele diesem Bild nach.

Soziologin Diabaté bestätigt Bernsmanns Theorie zum Teil: „In der Regel versucht man das Modell zu reproduzieren, was man in der eigenen Herkunftsfamilie erlebt und schätzen gelernt hat“, sagt sie. Gleichzeitig sei der Kinderwunsch von dem geprägt, was in einer Gesellschaft als ideal vermittelt werde.

In Deutschland bestimmt schon seit den Fünfzigerjahren eine Norm unser Familienleben – das der Eltern mit zwei Kindern. Forscher nennen die Dominanz des Zwei-Kind-Ideals „bemerkenswert“. Es hat das Wirtschaftswunder, die Jahre der sexuellen Revolution, die Wiedervereinigung, die Globalisierung und die dritte Welle des Feminismus überdauert.

Diabaté sagt, die Norm der zwei Kinder sei „omnipräsent“, sie habe alle gesellschaftlichen Bereiche durchdrungen. In Werbung, Serien, Filmen – überall begegnen uns vierköpfige Familien. In einer aktuellen Erhebung des Familiendemografischen Panels haben mehr als zwei Drittel der 30.000 Befragten angegeben: Zwei Kinder sind ideal. Nicht mal vier Prozent sagten das Gleiche über ein Einzelkind. Auch Judith Poznan notiert in ihrem Buch auf der Pro-Seite für Nachwuchs die Argumente: „ein zweites Kind, weil alle anderen ein zweites Kind haben, ein zweites Kind, weil eine Familie eben erst ab dem zweiten Kind vollständig ist“.

Das Zwei-Kind-Ideal führt dazu, dass Swantje Bernsmann und ihr Mann als eine der wenigen in ihrem Umfeld offen darüber sprechen, wie zufrieden sie mit ihrer Dreierkonstellation sind. „Ich kenne niemanden bis auf eine einzige Freundin, die rausgeht und sagt: Ein Kind, das war's“, sagt Swantje.

In der „Bild“-Zeitung schilderte die Reality-Show-Darstellerin Daniela Katzenberger einmal den Frust, den sie als Mutter eines Kindes erlebte. Lange hatten ihr Mann und sie versucht, noch ein Baby zu bekommen, aber es klappte nicht. Als sie schließlich gestand: Ich will vielleicht kein zweites Kind mehr, sei sie bei vielen Müttern unten durch gewesen. „Es ist ja so: Zwei sind der heilige Durchschnitt, das perfekte Bild einer Familie“, sagte sie.

Nicht überall auf der Welt sind Einzelkinder negativ konnotiert. Die Ethnologin Julia Pauli forscht zu Verwandtschaftsverhältnissen. Immer wieder lebt sie deswegen in Namibia. In keinem anderen Land Afrikas wächst ein so hoher Anteil der Kinder fernab ihrer Eltern auf. 45 Prozent der namibischen Mütter zögen ihre Kinder nicht selbst auf, erzählt Pauli. Stattdessen übernehmen dies ihre Geschwister, Eltern oder Internate.

Namibia ist eines der am dünnsten besiedelten Länder der Erde. Gute Bildungseinrichtungen gibt es nur in den wenigen großen Städten, oft weit entfernt vom Wohn- und Arbeitsort der Eltern. „In Namibia werden diejenigen als Geschwister definiert, mit denen man aufwächst – unabhängig vom tatsächlichen Verwandtschaftsverhältnis“, sagt Pauli. Einzelkinder würden nicht zum Thema gemacht. Pauli hält es für überholt, geschwisterliche Nähe nur in Verbindung mit gemeinsamer Genetik zu denken.

Einzelkinder würden statt zu Hause eben in der Kita durch Gleichaltrige geprägt, sagt Bevölkerungsforscherin Diabaté. Bernsmann und ihr Mann haben schon früh dafür gesorgt, dass ihr Sohn viele Kontakte zu anderen Kindern hat: Sie fahren mit befreundeten Familien in den Urlaub, spielen mit den Nachbarkindern, und ihr Sohn schläft mit seinen kaum vier Jahren schon regelmäßig bei Freunden, die eine Tochter im gleichen Alter haben. „Er ist definitiv nicht allein“, sagt Bernsmann.

Gegen Ende ihres Buches beginnt die Autorin Judith Poznan, sich mit ihrer Mutter-Vater-Kind-Familie anzufreunden. Ihr Partner sagt auf einmal, er würde schon gern wissen, wie ein zweites Kind aussehen würde. Und Poznan erschrickt. „Aber ich erschrick nicht, weil ich mich freute, sondern weil ich zweifelte“, schreibt sie. „Ganz tief in mir drinnen liebe ich uns drei, uns drei für immer.“